Diesterwegs deutschkundliche Schülerhefte, 7. Reihe, 3. Heft
Herausgegeben von Dr. Ulrich Peters und Dr. Paul Wetzel

Germanisches Leben in der Bronzezeit

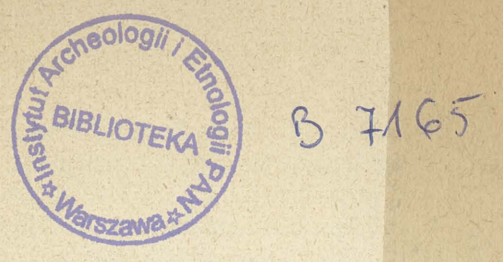
Für die Mittelstufe

dargestellt von
Dr. Bernhard Lundius

1925
Verlag von Moritz Diesterweg, [illegible] Main



Waffen und Frauentracht aus der Bronzezeit: 1 Schwert mit Scheide; 2 Dolch; 3 Jack
4 Rock mit Gürtel; 5 Haarnetz; 6 Gürtelzierplatte; 7 Armspirale
(Verkleinerte Tafel aus: Kauffmann, Deutsche Altertumskunde. I. Bd. Verlag C. H. Beck München)



1. Der Bernsteinhandel.

Noch heute herrscht vielfach die Meinung, zur Zeit des Arminius oder Marbod hätten unsere Altvordern noch in einem von undurchdringlichen Urwäldern erfüllten, von weiten Sümpfen bedeckten Lande in Kälte und Nebel gelebt. Das haben nun die neueren Forschungen endgültig widerlegt. Aber wer oberflächlich den Cäsar oder Tazitus liest, könnte vielleicht immer noch meinen, die Germanen um Christi Geburt seien rohe Barbaren ohne viel Ackerbau gewesen, die außer Krieg und Jagd nur Würfel und Zechgelage liebten und sich mit Tierfellen kleideten. Wer diese Vorstellung von den eisenzeitlichen Germanen der Römerzeit hegt, der muß einmal vor die Kultur der germanischen Bronzezeit geführt werden, damit er erkenne, daß diese Germanen bereits 1500 Jahre vor Cäsar *Lebensformen* hatten, die denen der gleichzeitigen *Griechen*, der uns aus Homer wohlbekannten Achäer des Trojanischen Krieges, vergleichsweise sehr *ähnlich* waren.

So *überraschend* ist in der Tat der *Reichtum* der germanischen Bronzekultur, also der Zeit von 1500 bis 500 vor Christi Geburt, daß man zunächst geneigt war, die meisten Bodenfunde als eingeführtes Handelsgut zu bezeichnen oder die Einwanderung eines fremden Volkes anzunehmen. Aber die Ansicht ist längst aufgegeben. Wir dürfen mit Stolz die Gewißheit vertreten, daß die Germanen der Bronzezeit, die ihre Siedlungen bewußt erweiterten, die ihre eigene Sprache mit ganz persönlicher Betonung schufen, daß diese in Handel und Verkehr, Siedlung und Wirtschaft, Handwerk und Kunst, Politik und

Religion eigene Fertigkeiten entwickelten und Stilformen erreichten, die sich mit denen der griechischen Bronzezeit wohl messen können.

Allerdings haben die Germanen diese Kultur nicht ohne äußere Einflüsse entwickelt, wie ja selten ein Volk ohne fremden Einfluß sich bildet. Vielmehr beobachten wir, daß die südeuropäische, besonders die ägäische Bronzezeit, die uns die Burgen von Tiryns, Mykene, Troja u. a. zeigen, mit unserer Germanenwelt um 1500 in lebhaftem Handelsverkehr steht und Kulturgüter vermittelt. Wir wissen bestimmt, daß der Bernstein, den das Kuppelgrab von Mykene, die Burgen von Troja, Tiryns, Pylos enthalten, der nordische Bernstein der Ostseeküste ist; man hat es durch chemische Untersuchung bewiesen. Und wir wundern uns nicht, daß Homer und Herodot ihn als beliebten Schmuck erwähnen, wenn wir allein bei zwei Leichen in Mykenä 400 größere und kleinere Bernsteinperlen finden.

Die Kunde, daß dieses hellfarbige Baumharz nicht nur spärlich am Mittelmeer, sondern reichlich am fernem Gestade des Nordmeeres angeschwemmt wurde, trieb zu kühnen Handelszügen ins unbekannte Nordland. Von Nordgriechenland und der Küste des Adriatischen Meeres wanderten Händler und Schmiede mit Gold, Kupfer und Bronze, in einem irdenen Topf oder in Holz und Baumrinde verpackt, zu den Germanen. Denn mit dem Metall, das gleißte und lockte, konnte der Südländer dem Nordländer märchenhafte Schätze bringen, für welche dieser gern den reichlich vorhandenen Bernstein hergab. Erstaunt merkte der Germane, daß er auch Reichtum besaß und wertvolles Tauschgut hatte. In Jütland hat einmal ein fremder Händler Bernstein in Massen aufgekauft und Bronzesachen dafür mitgebracht; aber der Schatz ist ihm geraubt, oder er ist während des Handels im Streit erschlagen. Denn

Handelsgut und Geld liegt in einem Tongefäß, das an der Küste Jütlands zwischen Frederikshavn und Sæby gefunden wurde, beisammen: über 6 Pfund unbearbeiteten Bernsteins und mehrere bronzene Ringe [1]).

An vielen Stellen müssen die reisenden Handelsleute sich Warenlager angelegt haben, denn zahlreich finden wir verpackte Warenmassen, fertige Bronzewaffen, Gefäße, Schmucksachen u. a., die wohl vergraben worden sind. Und ein solcher Fund zeigt uns auch den Handelsweg deutlicher, den man nahm: In Dieskau bei Halle wurde ein dicht verpackter Vorrat von Bronzesachen mit 120 Bernsteinperlen zusammen gefunden; also an der Saale entlang ging ein Weg von Süden nach Norden. Man bezahlte den Bernstein aber auch mit Gold, und zwar mit Spiralringen aus dünnem Golddraht, die je nach Gewicht ganz oder zum Teil als Geld dienten. Im ganzen westbaltischen Küstengebiet finden wir dieses älteste germanische Gold, das als Geld ins Land kam.

Wenn so die Südeuropäer und Nordmänner wertvolle Güter austauschten, haben natürlich die Germanen, deren Kultur sich später entwickelte als die des sonnigen Südens in der Nähe der alten orientalischen Kulturen, mehr empfangen als gegeben. Die Metallgegenstände wurden zunächst als Luxussachen bewundert und als Vorbilder benutzt. Man gab den Steinwaffen und -werkzeugen die gefällige Form des neuen Bronzegeräts. Aber man mußte allmählich auf den Gedanken kommen, selbst Metallwaren herzustellen; man lernte von den Schmieden des Südens die Kunst des Gießens, kaufte von ihnen Rohmetall und entwickelte ein eigenes germanisches Bronzegewerbe.

---

[1]) So erzählt S. Müller in seiner nordischen Altertumskunde, Bd. I, S. 323.

2. Waffen und Werkzeuge.

Bronze ist eine Mischung von Kupfer und Zinn, und die Erfindung dieses neuen Metalls ist im Morgenland gemacht worden. Da das reine Kupfer, das in Vorderasien reichlich vorhanden war und ja in seinem Namen noch an einen Hauptfundort, Cypern, erinnert, sich für Waffen und Werkzeug als zu weich erwies, hat man es schon im 3. Jahrtausend vor Christi Geburt durch Zusatz von Antimon oder Arsen gehärtet. Dann aber entdeckte man, daß Zinn besser zur Härtung tauge. Dieses Metall lieferte das Morgenland nicht so reichlich, wohl aber gab es fern im Nordwesten die zinnreichen Britischen Inseln, und die Inselkelten kamen so mit den Mittelmeervölkern in innige Handelsbeziehungen, die vor allem von den Phöniziern als kühnen Seefahrern gepflegt wurden.

In Mitteleuropa beginnt die Bronzezeit etwas später, vielleicht nach der Mitte des 3. Jahrtausends. Ihre Beziehungen zum Morgenland werden klar erwiesen durch die Formen, z. B. der italischen Dolche, die denen Ägyptens auffallend gleichen. Der germanische Norden lernte wieder etwas später die mitteleuropäische Bronze kennen, etwa um 2000, wie die in Norddeutschland gefundenen eingeführten italischen Dolche durch ihre Form beweisen. Italiker haben wohl überhaupt zuerst die Einfuhr des neuen glänzenden Stoffes nach Germanien betrieben; aber auch von Südfrankreich und Ungarn kamen die Händler an die Saale und Elbe. Bald blühte auch in den Alpenländern eine lebhafte Kupferindustrie, die ihre Waren, besonders Kupferkeile, bis nach Mecklenburg und Skandinavien vertrieb. In Gestalt von Beilen und Äxten oder als Barren brachten die Händler das Kupfer nach dem Norden; am Riemen trugen sie die durchlochten Stücke, die meist in Gewichtseinheiten gegossen waren (z. B. = 5 kretische Minen oder 3040 Gramm). Die eigentümliche Form der Doppel-

art, die wir oft finden, erinnert an die der kretisch-mykenischen Kultur, wo sie offenbar ein religiöses Symbol [1]) war. Neben dem reinen Kupfer brachten dann bald die südlichen Kaufleute die fertige Bronze mit, die aber zu Anfang noch schwachen Zinngehalt hatte (2 bis 4 %). Das Zinn konnten die Germanen aus Britannien beziehen, und so begannen sie im 2. Jahrtausend selbst die Verarbeitung von Kupfer und Zinn in der überlieferten Mischungsform. Bald aber merkten die Nordleute, daß ein stärkerer Zinngehalt bessere Ware erzeuge, und so gelangten sie zu der vorbildlichen Mischung von 90 % Kupfer und 10 % Zinn.

Wie stellten sie nun ihre herrlichen Dolche und Schwerter, Äxte und Keile, Messer und Nadeln, Ringe und Spangen her, die in überwältigender Fülle von der Arbeitsfreude der Germanen in dem Jahrtausend ihrer Bronzezeit zeugen? Wir können das genau nachprüfen an der Hand der Bodenfunde. Zunächst goß man das Metall wohl in Sandformen, dann aber meist in Stein oder Ton, indem man zwei ausgehöhlte Hälften zusammenklappte und durch eine Öffnung die flüssige Bronze einlaufen ließ. Das ergab meist eine Gußnaht, dort wo die nicht immer genau schließenden Platten aufeinander lagen. Diese Naht feilte oder hämmerte der Schmied fort. Auch das Eingußloch füllte sich mit Metall und ergab einen Gußzapfen, den wir häufig noch finden. Aber oft machte man sich erst ein Modell des Gegenstandes, den man anfertigen wollte, aus Wachs, besonders wenn man feinwandige Bronzen herstellen sollte. Um etwa ein dünnwandiges Gefäß zu bilden, formte man erst einen Kern aus Ton mit sorgfältig geglätteter Außenseite; um diesen legte man eine Schicht von Wachs, so dünn wie die Bronze werden sollte. Um diese

---

[1]) Zeus labrandeus ist der Blitz- und Kriegsgott der Kleinasiaten und Kreter und auch der ältesten Griechen!

Wachshülle formte man nun wieder einen Mantel aus Ton, der zwei Öffnungen hatte. Erwärmte man dieses Gebilde, so schmolz das Wachs und lief durch die eine Öffnung aus (die andere war das Luftloch). Nun konnte man statt des Wachses das flüssige Metall eingießen und nach einiger Zeit den Tonmantel zerschlagen, um das fertige Bronzegefäß herzunehmen und dem Schmied zum Abfeilen zu übergeben. Denn außer Gußnähten und -zapfen waren meist auch die Reste der dünnen Bronzestäbe zu entfernen, die man vor dem Ausschmelzen des Wachses durch beide Tonteile und die Wachsschicht gesteckt hatte, um dem Tonkern einen Halt zu geben; dieser hätte sonst nach Auslaufen des Wachses sich nach einer Seite gesenkt und die ganze Arbeit unmöglich gemacht. War der Tonmantel zerschlagen, so mußte der Tonkern entfernt werden: das war aber bei manchen Geräten gar nicht auszuführen, und so enthalten viele Beile und Schwertknäufe oder die Tüllen der Speerspitzen noch heute Reste ihres Tonkerns.

Nun begann also die Arbeit des Schmiedes, des Künstlers; durch Schleifen und Hämmern wurde die feinere Form erzielt, mit Punzen und Meißel wurden die Verzierungen angebracht. Und in dieser Arbeit übertrafen die Germanen bald ihre ausländischen Vorbilder. Herrliche Muster ihrer Kunstfertigkeit bieten unsere Bodenfunde, besonders die Hügelgräber und Urnenfelder. Und mit Erstaunen sehen wir die Zierform der griechischen Bronzezeit, die Spirale, als Hauptmuster auch unseres Bronzealters verwenden. Auf Schwert- und Dolchgriffen, an Messern und Nadeln, auf Schnallen und Zierplatten wie auf Gefäßen wird die Spirale in geschickter Weise zur Verzierung angebracht oder bildet die Form des Gegenstandes (Armband). So entsteht eine zwar vom Süden beeinflußte, aber sich selbständig entwickelnde Bronzeindustrie des germanischen Nordens.

Das schönste Waffenstück ist das Bronzeschwert. Eine Klinge von 50—70 cm Länge mit kraftvoller Mittelrippe, mit zwei geschweiften Schneiden und scharfer Spitze, wird durch einen bogenförmigen Ansatz mit einem nur 8 cm langen Griff ohne Abwehrstange verbunden; dieser Griff ist aus Holz oder Horn und wird mit ehernen Nieten an der Klinge befestigt. Aber auch eherne Griffe werden gegossen oder aus Metallscheiben zusammengefaßt und mit Knetmasse ausgefüllt. Der Knauf ist oval oder achteckig und mit Verzierungen besetzt. In einer ledernen Scheide mit Erzbeschlag wurde das Schwert am Gürtel getragen und gehörte zum Heergerät des wohlhabenden Mannes; allein im Kopenhagener Museum sind 800 gut erhaltene Stücke solcher Schwerter aufbewahrt.

Überhaupt ist die Freude am Prunk und Schmuck groß in der Bronzezeit, und manche Waffenstücke sind offenbar nur als Abzeichen von Vornehmen oder Fürsten getragen worden. Das erkennen wir, wenn wir die vielen Beile und Äxte näher betrachten. Sie sind oft von zierlichster Arbeit: papierdünne Bronze ist um einen Tonkern gegossen, und Gold und Bernstein sind reich als Schmuck aufgesetzt. So müssen dies Geschenke an Fürsten oder Weihgaben für die Götter gewesen sein. Jedenfalls sind die Bronzebeile und -äxte nur selten als Werkzeug gebraucht worden: dazu eignete sich die altbewährte Steinaxt und der Hammer aus Stein oder Hirschhorn besser, und diese blieben daher weiter als Arbeitsgerät im Gebrauch.

3. Männer- und Frauentracht.

Zu den merkwürdigsten Überresten aus der Vorzeit gehören die vollständigen und gut erhaltenen Männer- und Frauentrachten, welche in jütischen und schleswigschen Grabhügeln gefunden worden sind. Nirgends außerhalb Dänemarks weder in Europa noch in den anderen

Weltteilen sind Kleidungsstücke aus einer auch nur annähernd so weit zurückliegenden Zeit wie die ältere Bronzezeit zutage gekommen.

Der Mann trug auf dem Kopfe eine hohe runde Mütze. Der Oberkörper war eingehüllt in ein viereckiges Stück Zeug, das oben hoch auf die Brust reichte und unten bis etwa zu den Knien ging. Die oberen Ecken dieses Kleidungsstückes endeten in Bändern oder Zipfeln zum Annähen von Lederriemen, womit es wahrscheinlich über die Schultern aufgebunden wurde. Ein gewebtes Band oder ein Ledergürtel, der mit einem großen Knopf geschlossen wurde, hielt es um den Leib zusammen. Die nackten Schultern und Arme bedeckte ein lose hängender Mantel von ovaler Form, der bis über einen Meter lang und so weit war, daß er vorn vollständig zusammengezogen werden konnte, wo ihn dann eine oder mehrere Nadeln zusammenhielten. Die Beine waren nackt. Fuß und Knöchel waren mit Zeugstücken umbunden und mit Lederschuhen bedeckt, von denen aber nur unbedeutende Reste erhalten sind.

Wenn das Klima damals dem heutigen entsprach, so war dies allerdings eine recht luftige Tracht für die oft rauhe Witterung im Norden. Es ist daher wahrscheinlich, daß man im Winter Kleider aus Fell getragen hat; doch wissen wir darüber nichts. Für abgehärtete Männer war ja wohl auch die oben geschilderte Kleidung nicht unzureichend. Man denkt unwillkürlich an den Bericht des Bischofs Isidor, daß die alten Pikten ihren Leib deshalb nicht mit Kleidern bedeckten, damit die Tätowierung sichtbar bleibe; die Schotten tragen ja noch heute einen Rock, der die Beine von den Knien abwärts frei läßt. Die Kleider sind außerdem schwer und warm und sind aus dickem Wollstoff von grobem, aber recht regelmäßigem Gewebe mit einfach gekreuzten Fäden angefertigt. Die Mütze ist besonders fest und dick und überhaupt ein ganz merkwürdiges Stück. Sie besteht

aus einer einfachen oder doppelten Lage des gewöhnlichen Wollzeugs. Der runde Oberteil ist selbständig gefertigt; die Seiten bestehen aus einem anderen viereckigen Stück Zeug, das zusammengenäht und mit dem Oberteil verbunden ist, wobei durch Reihen von inwendigen Nähten eine Verbindung zwischen der inneren und äußeren Lage hergestellt ist. Endlich müssen die Mützen durch Pressung in die gleichmäßig abgerundete Form, die sie heute noch zeigen, gebracht worden sein. Das Eigentümlichste aber ist, daß an der Außenseite eine dichte genuppte, krimmerartige Lage aus vorstehenden, durch ein oder zwei Knoten abgeschlossenen Fäden hergestellt ist; wie sie ausgeführt wurde, ist jedoch noch nicht ausfindig gemacht worden. In fünf Funden auf der Jütischen Halbinsel sind uns vollständige Trachten erhalten, abgesehen von derartigen kleineren Resten in verschiedenen anderen Funden. Herstellung, Schnitt und Zusammensetzung der Kleider sind überall ganz gleichartig; es war somit eine wirkliche Volkstracht.

Die Frauentracht kennen wir nur durch einen einzigen Fund aus einem Eichensarge bei Borum Eshoi (Grabhügel bei Aarhus). Der Fund ist zwar nicht sachkundig gehoben und sofort untersucht worden, doch bleibt es nur an einzelnen Punkten zweifelhaft, wie die Kleider getragen worden sind. Auf dem Kopfe wurde ein feines, aber kunstvoll gearbeitetes Haarnetz mit Schnüren zum Festbinden getragen. Das lange Haupthaar der Frau fand man teils im Netze, teils auf einem zierlichem Hornkamm. Es war demnach wahrscheinlich mit dem Kamme aufgesteckt und im Netze gesammelt. Das Netz ist zu klein, als daß es etwa weiter vorn auf dem Kopfe als Haube hätte getragen werden können, und die Schnüre sind zu kurz, um unter das Kinn reichen zu können. Also saß es wohl hinten, indem die Schnüre vorn um den Kopf gebunden wurden, und gehörte somit zu einer kleidsamen

Haartracht (nicht unähnlich der von den griechischen Frauen in der besten Zeit der Kunst getragenen). Als für die Pariser Weltausstellung im Jahre 1889 Figuren mit genauen Nachbildungen der Trachten aus der Bronzezeit angefertigt werden sollten, wurde nach einer sachkundigen Untersuchung erklärt, daß das Haarnetz weder geknüpft, gehäkelt, genetzt, gestrickt noch überhaupt in einer heute bekannten Weise verfertigt sei. Durch genaue Beobachtung der Einzelheiten und namentlich durch die Wahrnehmung, daß ein paar Fehler in den Maschen in gleichen Abständen von der Mitte doppelt vorkommen, glückte es doch, ausfindig zu machen, wie es gearbeitet ist. Zwischen zwei parallel ausgespannten Schnüren sind nebeneinander Fäden gezogen, und die verschiedenen Muster sind durch einfaches Flechten der Fäden ohne ein anderes Hilfsmittel als einige Stäbchen ausgeführt. Dieses Verfahren steht dem Flechten und Weben im Rahmen, das als Beginn jeder Weberei gilt, sehr nahe.

Einen starken Gegensatz zu diesem Haarnetz, das ein Muster schöner und sorgfältiger Handarbeit ist, bildet die Jacke, die den Oberkörper der Frau bedeckte. Sie ist aus dem gewöhnlichen dicken Wollzeug verfertigt und ohne Genauigkeit zugeschnitten und genäht. Die Jacke ist auf eigentümliche Weise aus einem einzigen Stück Zeug ausgeschnitten; die Nähte liefen über den Rücken und durch die Ärmel. Die Halsöffnung ist durch einen Einschnitt hergestellt. Wenn sich nun vorn ein Schlitz findet, der von der Halsöffnung schief über die Brust geht, so ist man zu der Annahme berechtigt, daß dieser Schlitz nur das Anbringen der Jacke auf der Leiche ermöglichen sollte, ein Beweis, daß diese Kleider nicht eigens zur Grablegung gefertigt waren, sondern die tägliche Tracht gebildet haben. Die Ärmel sind schief geschnitten und reichen nur bis zu den Ellbogen, so daß der Unterarm, auf welchem gewöhnlich

Schmuck getragen wurde, entblößt war. Die Ränder sind mit Knopflochstichen eingesäumt, außer unten, wo ein paar Streifen Stoff angesetzt sind; die Jacke muß also zu kurz gewesen sein.

Ob der weite und faltenreiche Rock außen um die Jacke gebunden war, oder ob diese lose hing, läßt sich nicht sicher entscheiden; für die erste Annahme sprechen aber die unschön angesetzten Lappen am unteren Rande der Jacke, die doch schwerlich sichtbar gewesen sein dürfen. Der Rock zeigt oben und unten Webesaum und ist also so lang, als das Gewebe breit war; das Stoffstück ist ohne weiteres Zuschneiden in Verwendung genommen worden, wie es vom Weben kam, indem es nur nach der Weite, die man dem Rocke geben wollte, abgeschnitten ist. Der Länge nach ist dieser Rock auffallend nachlässig zusammengenäht, indem der Webesaum nicht abgeschnitten und sogar nach außen gekehrt ist, wo er mit großen Stichen von groben Wollfäden mit dem abgeschnittenen Ende des Zeuges zusammengeheftet ist. Der Rock ist ungefähr 1 m 15 cm lang; danach muß man annehmen, daß er bis auf die Füße herabging.

Mit den übrigen Kleidern zusammen fand man auch zwei Gürtel. Der eine, ein gewebtes und gemustertes Band, das in kunstvolle Quasten endet, wurde zum Schmuck um den Leib getragen. Wenn man nun diesen Gürtel gleich dem Haarnetz ein kleines Meisterstück schöner und sorgfältiger Handarbeit nennen muß, während die eigentlichen Kleider grob und schlecht genäht sind, so darf uns das nicht wundern. Diejenigen Teile der Tracht, die zum Aufputz dienten, konnten ja doch wohl anders behandelt sein als die zunächst und vor allem nur auf den praktischen Zweck berechneten Stücke. Tragen nicht auch heute Bauernmädchen zu groben einfarbigen Kleidern feine gemusterte Kopftücher? Dazu stimmt es, daß der andere Gürtel nichts weiter ist als eine einfache breite Schnur; mittels dieser

wurde gewiß der Rock am Leibe befestigt. Andere besondere Vorrichtungen, wie z. B. Schulterbänder zum Tragen des großen und schweren Rockes, den anzulegen übrigens recht schwierig gewesen sein muß, fehlen. Man darf aber wohl annehmen, daß die Kleidung nicht wie heutzutage über Nacht abgelegt wurde. Wahrscheinlich trug die Frau ihre Tracht Tag und Nacht, bis sie zur Reinigung gewechselt wurde, ganz wie viele von den Schmucksachen der Bronzezeit, Armbänder und Halsringe, die sich nur sehr schwer abnehmen und wieder anbringen lassen, gewiß nur selten abgelegt wurden. Die aus Eichensärgen zutage gekommenen Kleider sind wie alle Kleidungsstoffe, die man in den Gräbern der Bronzezeit gefunden hat, dunkelbraun oder schwarz, was zum Teil auf der beginnenden Zersetzung des Stoffes beruht. Die ursprüngliche Farbe war übrigens nicht sehr verschieden. Es ist nämlich durch chemische und mikroskopische Untersuchungen festgestellt worden, daß zu dem Zeuge selbst, zu Schnüren und Fäden meist Wolle von braunen oder schwarzen Schafen verwendet worden ist, und zwar sowohl zu den gröberen Kleidungsstücken als auch zum Haarnetz und zu den Gürteln; weiße Wolle ist nur spärlich benutzt. Es ist aber ferner nachgewiesen worden, daß man dem Stoffe eine künstliche Farbe zu geben verstand. Der Leibgürtel der Frau hat einen lichten Mittelstreifen zwischen dunklen Rändern, und doch ist er durchgehends aus schwarzer Wolle gefertigt. Welche Farben man besaß und in welchem Umfange die Kleider überhaupt gefärbt waren, läßt sich jedoch noch nicht bestimmen. Zu den feineren Teilen der Kleidung, dem weiblichen Haarnetz und der äußeren rauhfaserigen Lage an den Männermützen ist ausschließlich Wolle verwendet, und die kleineren Ringe, in welche die Quasten des Leibgürtels enden, sind mit blanker und feiner Wolle, die nur an gewissen Körperteilen junger Lämmer vorkommt, übersponnen. In dem gröberen

Zeug dagegen ist die Wolle mehr oder minder stark mit Hirschhaaren vermengt. (Aus S. Müller, Nord. Altertumskunde. Bd. I abgedruckt mit gütiger Erlaubnis des Herrn Verlegers.)

4. Körperpflege.

Wenn wir bei den Waffen und Hausgeräten eine Freude am Prunk und Schmuck bemerken und in der sorgfältig gearbeiteten Kleidung und ihrem Putz ein Schönheitsgefühl erkennen, so darf es uns nicht wundern, wenn uns die Bodenfunde sogar eine ausgebildete Körperpflege der bronzezeitlichen Germanen zeigen.

Allerdings würde man einem geschichtlichen Bericht, sagen wir mal eines fremden Kaufmannes, über bronzezeitliche Lebensverhältnisse der Germanen wohl kaum Glauben schenken, wenn dieser erzählte, die Germanen hätten ihren Bart abgenommen, ihre Haut tätowiert, ihr Haupthaar sorgfältig gekämmt und mit feinen Zangen lästige Härchen ausgezogen. Und dennoch ist es der Fall, und die Bodenfunde bestätigen es sicherer, als jeder geschichtliche Bericht es vermöchte. Ja, sie zeigen uns sogar, daß unter den Germanen eine peinliche Nagelpflege und Ohrreinigung bekannt war, wenn auch ja wohl nur in vornehmen Kreisen.

Daß die Germanen der Bronzezeit ihre Barthaare abrasierten, ist zweifellos, so unwahrscheinlich es für die Frühzeit eines Kulturvolkes auch scheint. Die zahllosen kleinen Messer mit ausgebogener Schneide und eingebogenem Rücken, mit dünnem Blatt und einem nur durch Aufbiegung von Bronzedraht gebildeten Handgriff, die wir nur in Männergräbern finden, lassen keine andere Deutung zu, als daß sie Rasiermesser waren, die man den Toten als Hausgerät mit ins Grab gab. Und so zeigen auch die Leichen, an denen überhaupt Haare sich erhalten haben

(z. B. in Eichensärgen), wohlerhaltenes Haupthaar, aber keine Spur von einem Barte.

Die Sitte des Rasierens kennen ja heute viele Naturvölker fremder Erdteile, die auf geringer Kulturstufe stehen, und aus dem Altertum wird sie mehrfach berichtet, von den Galliern und Briten zu Cäsars Zeit und anderswo. Und dies wird wieder durch die in ganz Europa gefundenen bronzenen Rasiermesser bestätigt. Und so müssen wir uns denken, daß mindestens der vornehme Germane der Bronzezeit sich regelmäßig rasierte, vielleicht um seine adlige Geburt zu zeigen, bis die Eisenzeit den Brauch abkommen ließ.

Ein anderes Toilettegerät kommt mit dem Rasiermesser zusammen in den Gräbern vor, das lange nicht gedeutet werden konnte, eine Ahle mit runder, sehr feiner Spitze, die zum Gebrauch als Werkzeug zu kurz und schwach ist und oft in ebenso zierlichen, mit Ornamenten geschmückten Bronzeschäften steckt, gelegentlich sogar aus Gold gefertigt ist; ja, Schäfte aus Bernstein kommen vor. Das kann nur eine Tätowiernadel sein.

Die Sitte, den Körper mit eingestochenen Figuren und Bildern zu schmücken, ist ja noch heute bei vielen Natur- und Kulturvölkern üblich [1]). Sie war bei den alten Völkern

[1]) Adolf Heilborn berichtet in dem von ihm herausgegebenen Buche von Hermann Klaatsch „Der Werdegang der Menschheit und die Entstehung der Kultur", Bong & Co., 1922, S. 176 f., daß das Wort tatau aus Tahiti stammt und etwa „kunstgerecht" bedeutet. Cook gab es engl. lautlich richtig mit tattow wieder, woraus fälschlich „Tätowieren" verdeutscht wurde. Er erzählt weiter, daß nicht nur bei den Polynesiern der Südsee diese umständliche und schmerzhafte Prozedur aus Aberglauben und Modetollheit eifrig gepflegt wird, sondern in England und Amerika selbst hochstehende Gesellschaftskreise, Adlige, Offiziere, Herren sowie Damen Geschmack gewonnen haben, sich Arme und andere Stellen des Körpers zu tätowieren. Als Volksbrauch sei diese Sitte in Europa noch jetzt bei den Albanesen, Bosniaken und Herzegowinern üblich.

des Orients (z. B. Assyrern, Kleinasiaten) bekannt, sie wird von Thrakern und Illyriern, von Dakiern und Sarmaten, von den alten Pikten, Briten und Iren berichtet und ist sogar im Jahre 787 in Schottland durch ein kirchliches Konzil verboten worden. Und gerade diese Völker wohnten ja in nächster Nachbarschaft der Germanen.

Mit diesen beiden Toilettegeräten, der Tätowiernadel und dem Rasiermesser zusammen findet sich nun sehr häufig ein drittes Bronzewerkzeug, das der Hautpflege dient, die Nippzange. Es ist ein kleines, 5—10 cm langes, meist sorgfältig gearbeitetes Gerät, dessen 2 cm breite Lippen durch die Elastizität des Metalls auseinandergehalten werden, aber bei einem Druck ganz genau zusammenschließen. Später in der jüngeren Bronzezeit wird die ursprünglich zierliche Form gröber und protziger; einige sind mit Goldbändern umwickelt, mehrere sogar ganz aus Gold. Auch diese Zange kommt in der älteren Zeit nur in Männergräbern vor, wie das Rasiermesser: sie diente also wohl demselben Zweck wie dieses und sollte lästige Haare aus dem Antlitz entfernen, die das Messer nicht erreichen konnte. Wenn man daran denkt, daß im Zeitalter der Renaissance die Augenbrauen aus Modetorheit entfernt wurden und weiß, welche Sorgfalt die römischen Frauen der Entfernung unschöner Haare am Körper widmeten, wirkt diese Nippzange nicht geradezu ungewöhnlich; nur braucht man einen so übertriebenen Gebrauch für die Germanen nicht wohl anzunehmen. Daß aber die Nippzange einem Bedürfnis der Antlitzpflege diente, wird schon dadurch erwiesen, daß sie gelegentlich mit einer Tätowiernadel und zwei anderen unzweifelhaft der Toilette dienenden Geräten zusammen an einem Bügel vereint ist: diese beiden sind der Ohrlöffel und ein an der Spitze gespaltener Bronzestift zum Reinigen der Nägel. So trug also der vornehme Mann und die vornehme Frau ihre

Toilettegerätschaften am Gürtel bei sich, und wir müssen aus diesen Grabfunden, die hauptsächlich der jüngeren Bronzezeit angehören, erkennen, wieviel Wert man damals auf die äußere Erscheinung des Menschen legte. Es wundert uns also auch nicht, daß der Kamm, bald aus Bronze, bald aus Horn, sich in Männer- wie Frauengräbern zahlreich vorfindet. Denn es gab gewiß eine besondere Haartracht, wenn wir auch nur durch das Haarnetz eine geringe Vorstellung davon gewinnen.

5. Begräbnisbräuche.

Wenn wir heutzutage durch unsere norddeutsche Landschaft wandern und auf dem Geestrücken und den Heideflächen runde grasbewachsene Erdhügel sich gegen den Horizont abheben sehen, die wenige Meter die Gegend überragen, seien es einzelne als Krönung einer Anhöhe, seien es mehrere nebeneinander oder gar ganze Ketten von Hügeln, dann sprechen wir von Hünengräbern; und viele meinen dann, hier ruhe ein hünenhafter König oder Häuptling der germanischen Urzeit. Man denkt etwa an die vielen Grabhügel, die man in ganz Europa und Asien wie in Nordamerika findet, und erinnert sich an die Schilderung Homers von griechischen Hügelgräbern; ebenso meint man wohl, seien auch die zahlreichen — bis zu Tausenden zählenden — Hügel der norddeutschen und dänischen Landschaft die Einzelgräber der Germanenfürsten wie die Pyramiden die der ägyptischen Pharaonen. Aber das ist eine unrichtige Meinung. Schon die Steinkammern der Steinzeit waren Massengräber, in denen ganze Geschlechter und Volksgenossen verschiedener Zeiten nacheinander bestattet wurden, und noch viel mehr gilt dies von den großen Hügeln der Bronzezeit: sie sind fast alle Friedhöfe. Das können wir deutlich erkennen, wenn wir einen größeren Hügel durchschneiden. Da finden wir — wie z. B. in einem 6 m

hohen Hügel bei Schleswig von 30 m Durchmesser — unten auf dem Erdboden eine Steinkammer mit einer Erdbedeckung, die Steingeräte enthält; darüber ein Skelettgrab mit einer ca. 1,20 m hohen Steinschicht bedeckt, das Bronzebeigaben hat; endlich oben unter der Grasdecke ein Brandgrab.

Das beweist also klar, daß dieser Hügel sich allmählich gebildet hat: in der Steinzeit frei angelegt, wurde er schließlich mit Erde bedeckt; dann bestattete man in der Bronzezeit darüber und deckte wieder einen Stein- und Erdhügel darauf; endlich benutzte man ihn auch, als die Sitte der Verbrennung aufgekommen war.

Aber die Hügel sind nicht alle gleichmäßig angelegt: schon in der Steinzeit gab es ja drei Formen des Grabes, die Kammer, die Kiste und die Mulde, und man bestattete auch in Holzsärgen. Nun kommt in der jüngeren Bronzezeit die Urnenbeisetzung hinzu, und so bieten die Grabhügel in ihrem Innern ein äußerst abwechslungsreiches Bild.

Aber das können wir mit Sicherheit erkennen: die Hügelgräber sind die bezeichnenden Gräber der Bronzezeit; denn in der Steinzeit herrschten die unbedeckten Steinkammern, und in der Eisenzeit kamen die Flachgräber auf.

In der älteren Bronzezeit also wird der Tote im germanischen Gebiet auf ein Tierfell, eine Kuhhaut in den Totenbaum gelegt, in voller Kleidung, die Mütze auf dem Haupte, das Schwert an der Seite, mit dem Mantel und einer Decke oder einem Fell zugedeckt; seine Waffen, sein Hausgerät, sein Schmuck sind ihm mitgegeben [1]). Ge-

[1]) Die Eichensärge haben unserer Wissenschaft große Dienste geleistet. Die durch das Holz in den Sarg sickernde Flüssigkeit trug zur Erhaltung der Gewänder, der Holzsachen und der Leichen selbst (z. B.



legentlich auch wird die Leiche statt in diesem engen Raum in einem regelrechten Hause beigesetzt, das sich dachförmig über ihr erhebt: es ist ein großer 2 m hoher und ebenso breiter Raum, ein Gerüst von Eichenstämmen mit Eichenbohlen und Schilf gedeckt und mit 2 m dicker Steinschichtung überschüttet. Darunter liegt die Leiche frei oder in einem Holzsarge, meist in Hockerstellung.

Nun kommt in der zweiten Hälfte der Bronzezeit, also etwa 1000 bis um 800, die neue Sitte der Leichenverbrennung[1]) auf. Sie ist zweifellos einer Wandlung der religiösen Anschauungen entsprungen. Während man in der Steinzeit den Toten in ein festes Haus einschloß, aus dem er, der ja sein Leben weiterführte, nicht wieder zu schädlichem Einfluß auf die Lebenden zurückkehren konnte, entschloß man sich jetzt, den Körper gleich zu vernichten, damit die Seele ungehindert oder durch das Feuer befreit zum Reich der Toten eingehen konnte. Denn die Seele lebt nicht — wie die frühere Zeit glaubte — im Grabe beim Körper fort, sondern entflieht in ein Jenseits, ist unsterblich.

Dieser Glaube und diese Sitte der Feuerbestattung kam wie vieles Kulturgut der germanischen Bronzezeit vom

---

der Haare) wesentlich bei, so daß wir sowohl die Kleidung als die Körpergröße der damaligen Germanen kennenlernen. Es waren große Gestalten von 1,80 m Länge. An Hausgeräten haben wir in Eichensärgen Schalen, Löffel, Spanschachteln mit Deckel, Holzstühle (Faltstuhl), Messer, Dolche, Rasiermesser, Kämme u. a. gefunden.

[1]) Die Leichenverbrennung ist bekanntlich dem ganzen Morgenland unbekannt, weder die Ägypter noch die Babylonier, Syrer und Kleinasiaten und Kreter kennen sie. In Europa dagegen ist sie außer bei den Germanen schon in der jüngeren Steinzeit üblich, so in Mitteleuropa, am Rhein, der Donau, in den Karpathen, am Dnjestr und Dnjepr und in der Bretagne. Vielleicht ging diese Sitte von den Indogermanen aus.

Ausland her, besonders vom griechischen Süden Europas, wo ja die homerische Zeit diesen Brauch kennt (man denke an die Leichenfeier des Patroklus, Achilles, Hektor).

Nun schichteten also auch die Germanen für ihre Toten den Scheiterhaufen, legten die Leiche und die Beigaben darauf und entzündeten ein helloderndes Feuer. Aus der Asche suchten sie dann sorgsam die Knochenreste und sammelten diese in einer Urne, um sie im Hügelgrab beizusetzen. So schildert noch der Beowulf in später Eisenzeit den Vorgang, wenn es im Epos heißt[1]):

Dort schichteten nun den Scheiterhaufen
die treuen Jüten dem toten Recken;
dran hängten sie Helme und Heerschilde,
wie geboten der Held, und blinkende Panzer.
Dann legten sie trauernd den teuren Herrn
in des Holzes Mitte, den herrlichen König.
Dann ward von den Männern ein mächtiges Feuer
auf dem Berge entfacht, und brauner Qualm,
vom Klagegeschrei der Krieger begleitet,
stieg gekräuselt empor aus der knisternden Lohe
in den stillen Äther, — die sterbliche Hülle
war hurtig verzehrt von den heißen Gluten.
Nun erhoben aufs neu' ob des Herrschers Verlust
ihren Wehruf die Männer; die Witwe auch,
der geschlungne Flechten die Schläfe umkränzten,
beklagte den Gatten, die kummervolle ...
Nun verflog der Rauch in die Fernen des Himmels.

Es wölbten nun der Wettermark Leute
den Hügel am Abhang, gar hoch und breit
und weithin sichtbar den Wogenfahrern.
In der Frist von 10 Tagen war fertig das Werk,

---

[1]) Beowulf, übersetzt von H. Gering, Heidelberg 1900, S. 96.

des Ruhmreichen Mal. Die Reste des Brandes
umschloß der Wall, so schien es würdig
den weisen Männern. Das weite Grab
nahm auch Ringe und Schmuck und Rüstungen auf,
den ganzen Schatz, den gierige Krieger
dereinst erbeutet: die Erde empfing
das rote Gold — dort ruht es noch jetzt . . .

Dann umritten den Hügel die rüstigen Helden
der Edlinge zwölf, die nach altem Brauch
in Liedern sangen die Leichenklage
und den König priesen. Die kühnen Taten
rühmten sie laut und sein ritterlich Wesen.

An ein solches Grab werden wir erinnert, wenn wir das in der Bronzezeit gebaute Königsgrab von Seddin betrachten [1]: „Inmitten einer weiten Ebene in der Priegnitz, auf einem natürlichen Hügel, erhebt sich im Schatten alter Eichen und Buchen, selbst von einer mächtigen Kiefer gekrönt, der gewaltige Grabbau, 300 Schritte im Umfang, 90 m im Durchmesser, 11 m an Höhe. Nicht weniger als 30 000 cbm Erde decken ihn. Ein weiter Bannkreis von wuchtigen Findlingsblöcken umschließt den geweihten Bezirk. Hinzenberg nannte das Volk diesen Hügel. Eine uralte Sage erzählt, daß drin der König Hinz in einem dreifachen Sarge aus Kupfer, Silber und Gold begraben liege. Die benachbarten Hügel sollten seine Schätze enthalten. Tatsächlich wurden in diesen Bronzestücke gefunden. Aber die Schatzgräberei am Hinzenberge erwies sich als erfolglos und rettete seinen Besitzer nicht vor dem wirtschaftlichen Untergange. Erst nachdem man den Hügel

[1]) Wir führen hier die Beschreibung an, die Wels in seinem schönen Buche „Germanische Vorzeit", Quelle & Meyer, 1923, S. 110 ff. davon gibt.

jahrelang als Steinbruch benutzt hatte, stieß man endlich auf die eigentliche Grabkammer. Diese ist neuneckig und 1,75 m hoch und mißt über 2 m Durchmaß. Der Boden besteht aus festgestampftem Lehm; die lehmverputzten und weiß und rot bemalten Wände werden durch aufeinandergeschichtete flachseitige Steinblöcke gebildet. Das Dach ist ein sogenanntes falsches Gewölbe, bei dem der obere Steinkranz immer über den unteren vorgekragt ist, so daß die enger werdende Öffnung schließlich durch eine Schlußplatte zugedeckt werden kann[1]). In dieser Kammer, gewissermaßen dem ersten Sarge, befand sich ein großes, durch einen Tondeckel mittels Tonnägeln verschlossenes Tongefäß, der zweite Sarg, der wieder eine prächtige, getriebene Bronzeurne enthielt, von der man, um sie im Tongefäß unterbringen zu können, die Henkel abgebrochen hatte. Diese barg nun den Leichenbrand eines kräftigen Mannes in den dreißiger Jahren, dazu einige Knöchelchen des königlichen Tieres, des Hermelins. Der Tote hatte also offenbar auf dem Scheiterhaufen einen Königsmantel getragen. An die Urne war, den Griff nach unten, das auffällig kleine Schwert gelehnt, das ebenso wie eine kleine Tüllenaxt nur Zierwaffe gewesen sein kann. Neben der Haupturne standen noch zwei andere, von denen die eine die Brandreste einer Frau von 20—30 Jahren, die andere solche eines jungen Mädchens enthielten. Ein Beigefäß war anscheinend mit einer Flüssigkeit gefüllt gewesen, die die Wandung so aufgeweicht hatte, daß der darübergedeckte Getreidereibstein es zerdrückt hatte. Auf ihm dürften Brotfladen gelegen haben. Zwei weitere Mahlsteine fanden sich vor dem Eingange. Ein Steinsitz im Innern war wohl für die Seelen des Königspaares bestimmt. An Beigaben waren ferner vorhanden zwei getriebene und eine gegossene

---

[1]) In gleicher Weise sind die mykenischen Gräber gebaut.

Bronzeschale, letztere mit einem Armreif im Henkel, zwei Halsringe, deren einer ein Wendelring ist, ein Fingerring, schöne Messer, Schmelzperlen, Spiralröhrchen, ein Rasiermesser mit Schwanenhalsgriff, eine Nippzange, ein Bronzekamm mit Radspeichenverzierung, verschiedene Kleingeräte und, als noch seltene Kostbarkeit, die man sogar dem Herrscher mit ins Grab zu geben für wert hielt, zwei Eisenstückchen, das eine eine grobe Nähnadel, das andere ein Eisendorn mit angerosteten Pelzresten. Eine neue Kulturwelt macht hier ihre ersten Einflüsse geltend; etwa um 1000 v. Chr., als dieses Grab dem Herrscherpaare von seinem Volke gewölbt wurde, treffen wir also schon vereinzelt Eisen auf germanischem Boden an."

6. Gottesdienst.

Die Germanen haben — wie alle indogermanischen Völker — in der Urzeit vor allem die Naturgewalten und Himmelserscheinungen göttlich verehrt. Alle Indogermanen kennen einen obersten Himmelsgott, den die Inder Djaus Pitar, die Griechen Zeuspater, die Römer Juppiter, die Germanen Ziu nannten. Er ist der Herr der Wolken und Winde, der Gebieter des Sturmes und Gewitters, der Gott des Lichtes und des Feuers. Die Sonne mit ihrem belebenden Einfluß auf die Natur ist ein Träger dieser göttlichen, menschenfreundlichen Gewalt, und die Germanen — wie alle Indogermanen — widmen ihr einen innigen Kult. Das wird uns für die geschichtliche Zeit durch Cäsar und Tazitus bezeugt; aber auch für die Bronzezeit können wir es beweisen. In einem Moore bei Trundholm auf Seeland hat man einen bronzenen Wagen gefunden, dessen sechsrädriges Gestell eine mit Gold belegte Sonnenscheibe trägt, die von einem Bronzepferd gezogen wird. Solche Bronzewagen sind auch in Deutschland vielfach gefunden worden, sie standen im Dienste des Kults. Und wenn wir

auf Tongefäßen oder in Felsenzeichnungen Speichenräder, Hakenkreuze, Dreikreuze dargestellt finden, so erkennen wir auch darin das Sinnbild der Sonnenbewegung. Man ver- suchte das leuchtende Gestirn durch solche *Zauber*mittel zu beeinflussen, die im Frühjahr noch schwache Sonnen- kraft zu stärken, sie herbeizulocken, wenn sie nicht schien. Denn alle Naturvölker glauben, durch Bilder oder plastische Nachbildungen der göttlich verehrten Gegenstände diese zwingen zu können, in den Dienst der Menschen zu treten. Noch heute ist im Scheibenwerfen oder Anzünden eines Feuerrades im Vorfrühling dieser alte Glaube bewahrt. Und der Mensch meinte, durch seinen Zauber die Himmels- lichter, Sonne und Mond wie die Sterne in ihrem be- ständigen Kampf gegen die Ungeheuer zu unterstützen, die diese Lichtgötter verfolgen: zwei Wölfe laufen ja vor und hinter der Sonne her und wollen sie verschlingen (so daß Sonnenfinsternis entsteht); es sind Dämonen in Tiergestalt, wie sie alle Indogermanen kennen. Und so bringen die Germanen der Vorzeit der Sonne und ihrem irdischen Abbild, dem heiligen *Feuer*, auch *Opfer* dar: Schmuck und Waffen, Blumen und Früchte, Brot und Tiere, ja auch Menschen. Opferfunde haben wir vielfach im Boden gefunden: der prächtigste ist der Goldschatz von Eberswalde, wo Goldschalen, Ringe, Spiralen, Scheiben, im ganzen 81 Einzelstücke von etwa 2½ kg Feingold in einem Ton- krug aufbewahrt waren, die nur religiösem Gebrauch ge- dient haben können, da sie als Gebrauchsgegenstände zu zerbrechlich sind. Gelegentlich finden wir auch Äxte (wie im ägäischen Kulturkreis) und Schiffe als Kultsymbole.

Wie ein *altgermanischer Gottesdienst* der Bronzezeit vor sich ging, können wir uns noch anschaulich vorstellen, wenn wir die bildlichen Darstellungen betrachten, die auf Steinplatten eines Hügelgrabes bei *Kivik* an der Ostküste von Schonen eingehauen sind. Wir werden

durch diese lebhaft erinnert an die Erzählungen, die Strabo von dem Opferdienst der Kimbern gibt[1]), und sehen, daß Menschenopfer in der Bronzezeit üblich waren.

Das Kivikgrab enthält acht große Steinplatten mit religiösen Darstellungen, und auch hier spielt Sonne und Mond eine Hauptrolle. Aber 2 Platten erregen unsere Aufmerksamkeit besonders: sie stellen zweifellos gottesdienstliche Handlungen dar. Auf der einen Platte lenkt ein Mann einen mit 2 Pferden bespannten Wagen, der uns an den heiligen Wagen der Nerthus erinnert, den Tazitus erwähnt. Vor ihm treibt ein Mann mit bloßem Schwert drei gefesselte Männer, denen die Arme auf den Rücken gebunden sind, wohl zu einer darunter angedeuteten Grube, in deren Inneres ihr Opferblut fließen soll. Neben dieser stehen sich zwei Pferde im Kampfe gegenüber, und wir denken daran, daß Pferdekämpfe vielfach im Gottesdienst eine Rolle spielten (Island u. a.). Was uns aber besonders an die heilige Handlung gemahnt, sind die acht Gestalten der unteren Reihe. Sie sind alle gleichmäßig vermummt in ein langschleppendes, den Kopf kapuzenartig bedeckendes Priestergewand und schreiten langsam feierlich einher, offenbar nach dem Klang eines Musikinstruments (Gongs?), das ein Mann lebhaft vor ihnen schlägt.

---

[1]) Strabo VII, 2: „Man erzählt von folgender Sitte der Kimbern: Unter den Weibern, die sie auf ihrem Heereszug begleiten, befanden sich weissagende Priesterinnen, grau von Alter, in weißen Gewändern, mit Mänteln aus feiner Leinwand, die durch eherne Gürtel befestigt waren, ohne Schuhe. Diese traten den Kriegsgefangenen mit Schwertern in der Hand entgegen, bekränzten sie und führten sie zu einem ehernen Kessel, der etwa 20 Amphoren faßte. Dann bestieg eine von ihnen eine Stufe und durchschnitt, über den Kessel gebeugt, dem über den Rand gehobenen Gefangenen die Kehle; aus dem Blute weissagten sie, während andere den Leib aufschnitten und aus den Eingeweiden den Sieg verkündeten.

Und die nächste Platte scheint die Fortsetzung dieser Kulthandlung (oder eine ähnliche) zu zeigen. Denn hier sehen wir oben sechs Männer, jeder in anderer Haltung, Musik machen und Opfervorbereitungen treffen, und zwei von diesen blasen auf den großen Signalhörnern, die wir Luren nennen und die beweisen, daß die Germanen auch in der Musik schon weit fortgeschritten waren: denn diese Hörner sind noch in großer Zahl erhalten, und wir sehen, daß sie auf die Tonreihe C, D, Es, E, G gestimmt waren und durch bloßen Lippenansatz bis zu 22 Töne geben konnten. Unter dem Klang dieser Luren, die — wie sonst auch — hier paarweise gespielt werden, unter dem Schall der Gongs schreiten nun (in der nächsten Reihe) acht feierlich vermummte Gestalten, in zwei Halbchöre geteilt, um einen Kessel, und es ist klar, daß sie hier die Gefangenen opfern wollen, von denen in der untersten Reihe je zwei schwertschwingende Männer je drei Gefesselte in einen offenen Ring treiben.

Der großen Gottheit, der Sonne, werden also wohl hier in feierlichem Dienste unter Musik und Umzug, Spielen und Kämpfen die Opfer dargebracht — ähnlich wie es Strabos Bericht von den Kimbern meldet.

7. Dauer der germanischen Bronzezeit.

Die Bronzezeit ist in ganz Europa eine Zeit verhältnismäßig hohen Kulturstandes und überraschender Neuerungen im menschlichen Leben auf staatlichem, wirtschaftlichem und geistigem Gebiete. Sie hebt sich sowohl gegen ihre Vorzeit, die jüngere Steinzeit, als gegen ihre Nachfolgerin, die erste Eisenzeit, durch den Reichtum ihrer Formen ab. Die Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte haben in allen Teilen Europas gerade diese Bronzezeiten als Blütezeiten eigenartiger nationaler Kulturen erkennen lassen; so im Ägäischen Gebiet, wo Troja und Kreta von etwa 2000 bis 1500 v. Chr.

Fürstenmacht und Lebensfülle offenbaren, so auf dem griechischen Festland, wo das von 1800 bis 1300 blühende homerische Zeitalter durch die Funde in den Burgen von Tiryns und Mykenä wieder belebt worden ist, und so vor allem in Norddeutschland und Skandinavien, wo von 1500 bis 500 eine überraschende Lebenshöhe aus den Bodenfunden uns entgegenstrahlt.

Die Metallgewinnung hat diese Umwandlung der Kulturformen bewirkt, die Bekanntschaft mit Kupfer, Zinn und der aus ihnen gefertigten Bronze, die zuerst im südöstlichen Mittelmeer, dann auf der Balkanhalbinsel und in Südosteuropa, endlich im Norden Deutschlands und in Skandinavien auftritt. Und wenn schon die zeitliche Folge beweist, daß der Südosten vorangegangen ist [1]), so bezeugen die gleichartigen Formen der Gefäßmalerei und Tonplastik geradezu eine direkte Beeinflussung des Nordens durch den Süden, ebenso wie die Formen der ältesten Kupferbeile, Bronzeäxte und -dolche dartun, daß mit dem verarbeiteten Bronzegegenstand die neue Kultur von Süden als Anregung dem Norden gebracht wurde. Dann setzte überall im Germanischen die eigene Verarbeitung der fremden Muster ein und bewirkte den neuen eigenartig nationalen Stil.

Anfang und Ende der germanischen Bronzezeit zeitlich genau zu bestimmen, ist unmöglich; denn schon in der sogenannten jüngeren Steinzeit, also vor 1500, tritt neben der Bearbeitung des Steines die des Metalles allmählich auf, und später auch noch nach 500, als schon das Eisen gewonnen und gebraucht wird, bleibt die Bronze in Verwendung. Im Beginn des 2. Jahrtausends wird sich bei den Germanen das Metall eingebürgert haben, und von

---

[1]) Die ägäische Bronzezeit etwa von 2500 bis 1500, die griechische etwa von 2000 bis 1000, die germanische etwa von 1500 bis 500.

1500 an hatte wohl die Bronze die Vorherrschaft. Ein Jahrtausend dauerte ihre Zeit, wie ähnliche Spannen der Süden Europas zeigt. Um 500 ist ihre ausschließliche Herrschaft zu Ende; es dauert dann noch 200 Jahre, bis das Eisen sich durchsetzt.

8. Die jüngere Bronzezeit und ihre Neuerungen.

Die 1000 Jahre germanischen Lebens von 1500—500 zeigen natürlich keinen gleichmäßigen Verlauf, sondern verschiedene Entwicklungsstufen. Und da stets die Neusiedelung, die Kolonisation einem Volke bedeutenden Kulturfortschritt bringt, müssen wir auch bei den Germanen den Zeitpunkt, wo sie ihre Wohnsitze erweitern, als den bedeutendsten Einschnitt innerhalb des Bronzezeitalters erkennen. Durch die Erweiterung der Wohnsitze erklären sich alle die Neuerungen, die die „jüngere Bronzezeit" zeigt.

Um 800 etwa v. Chr. Geb. beginnt eine große Wanderbewegung in Germanien, die erste germanische „Völkerwanderung". Die Grenzen werden dem wachsenden Volk zu eng, und Kolonistenscharen besetzen das Nachbarland nach allen Richtungen. Sie übersteigen Gebirge, durchqueren Wälder, schreiten über Flüsse und Sümpfe und fahren über die See, um Neuland zu gewinnen. So dehnen sie sich noch Norden über das südliche Norwegen, das nördliche Schweden wie über West- und Südfinnland aus. Nach Osten wird das Gebiet zwischen Oder und Weichsel gewonnen und damit das heutige Hinterpommern, Westpreußen, Posen und die Neumark besetzt. Ebenso werden das nördliche Schlesien und die Niederlausitz von Germanen besiedelt. Nach Süden dehnt sich das Germanentum über die Oberlausitz, den Freistaat Sachsen und das östliche Thüringen aus, und nach Westen wird die Germanengrenze

von der Weser und Ems weiter nach dem Rhein zu vorgeschoben.

Durch diese Wanderungen und Siedlungen erfahren nun die staatlichen, wirtschaftlichen und geistigen Zustände der Germanen in den neuen wie in den alten Sitzen eine Umgestaltung, so daß wir sagen können, eine ältere Bronzezeit ist zu Ende und die jüngere beginnt.

Die auffallendste Neuerung, die die Berührung mit den Mittel- und Süddeutschen bringt, ist die Leichenverbrennung, die ja bei den Südeuropäern schon lange in Übung war (vgl. darüber S. 18 Begräbnisbräuche). Sie bringt naturgemäß einen Aufschwung des Töpfergewerbes, das in der älteren Bronzezeit so sehr vernachlässigt worden war: die Graburnen, die ja als Aschenkrüge erhöhte Bedeutung gewinnen, wurden nun sorgfältig bearbeitet und Erzeugnisse eines gepflegten Kunstgewerbes; es werden gelegentlich ganze Sätze von Aschen- und Speisegefäßen den Toten beigegeben. Besonders üppig entwickelt sich dieses Gewerbe in der Niederlausitz und zeigt eine Form, die schon Virchow den Lausitzer Typus nannte (Rillen- und Buckelverzierungen auf doppeltkonischen Gefäßen, z. T. mit Henkel), die sich aber von da über Teile Norddeutschlands ausbreitet. Später gesellt sich dazu eine von Norddeutschland (Pommerellen, Hinterpommern, Posen, Schlesien) ausgehende eigenartige Form, die Gesichtsurne, die eine Art Tonbild des Verstorbenen in Urnenform darstellt, und dasselbe Gebiet zeigt auch zuerst die zweifellos von den Griechen übernommene Zierform des Mäander auf Bronze und irdenem Geschirr. In Sachsen (zwischen Harz und Elbe) aber findet man vor allem die Hausurne, die das Wohnhaus der Toten darstellt.

Diese Urnenform hat natürlich großen Wert für uns, da wir daraus etwas über das Wohnhaus der Bronze-

leute erfahren. Zwar müssen wir bedenken, daß die Urne wegen ihrer Bestimmung als Aschenbehälter anders angelegt ist als das Haus des Lebenden. Aber das sehen wir doch aus den Hausurnen, daß das Dach eine Hauptrolle spielte. Das Wohnhaus der älteren Bronzezeit ist ja ein D a c h - h a u s , wie es schon die Grabkammern der älteren Bronze-zeit zeigen (s. S. 18); es besteht nur aus dem Dachraum, dem „Boden" unserer heutigen Gebäude, hat also keine Seitenwände; dagegen ist es nicht mehr in den Erdboden kellerartig vertieft, sondern oberirdisch. Der Herd befindet sich noch außerhalb des einzelligen Wohnraums.

Die H a u s u r n e n d e r j ü n g e r e n B r o n z e - z e i t zeigen nun deutlich, daß das Wohnhaus der Germanen regelrechte Seitenwände bekommen hat. Um einen meist rechteckigen, seltener runden Grundriß steigen senk-rechte oder nach außen geneigte Wände auf; durch auf-gesetzte Leisten sind an vielen Urnen die Erdpfeiler und Türrahmen angedeutet. Darüber erhebt sich sattel-, kegel- oder firstartig das hohe und weit überragende Dach, dessen Stroh- oder Rethdecke durch senkrechte Rillen angedeutet sind. Die Tür ist durch Riegel und Vorlegebalken gehalten. Oben auf dem Dache sitzen gelegentlich zwei Vögel, die uns in der Hallstattkultur häufig begegnen, als Tongefäße, als Schmuck auf Metallsachen usw.

Denn in diesen Hausurnen sehen wir — wie in vielem anderen — ja die Wirkung der sogenannten H a l l s t a t t - k u l t u r Mitteleuropas (die ihren Namen nach einem Gräberfeld bei Hallstatt im Salzkammergut trägt). Sie bringt dem Norden u. a. auch das E i s e n , das langsam aufgenommen wird und in der jüngeren Bronzezeit schon neben der Bronze in den Gräbern erscheint. Die Urnen-friedhöfe bezeichnen gleichsam als Stationen das allmäh-liche Vordringen der Eisenkultur nach Norddeutschland. Und so ändern sich zugleich die F o r m e n der M e t a l l -

sachen (des Schwertes, Beiles); neue Waffen erscheinen, der Schild und vereinzelt gar der Helm. Pferdegeschirr deutet darauf hin, daß mehr als bisher das Pferd zur Arbeit und zum Reiten dient.

Und nun wird am Ende der Bronzezeit auch die *künstlerische Behandlung der Metallsachen*, die Form der Verzierung eine andere. Die Ornamente erlauben uns, außer dem großen Einschnitt zwischen älterer und jüngerer Bronzezeit noch zwei weitere in jedem Hauptabschnitt zu machen, so daß *vier Entwicklungsstufen* erscheinen[1]):

1. Die älteste Bronzezeit zeigt das in Südeuropa, besonders der mykenischen Kultur beliebte Spiralornament in gepunzter Flächenarbeit.

2. Die zweite Hälfte der älteren Bronzezeit kennzeichnet sich durch Aufgeben der Spirale und Bevorzugung einfacher Kreise und konzentrischer Ringe mit eingezeichneten Sternen; die Flächenarbeit wird zum Relief.

3. In der ersten Hälfte der *jüngeren Bronzezeit* (also etwa um 800 v. Chr.) wird das Relief zur Plastik. Tief eingekerbte Schraubenlinien bilden eine oft in dicken Falten liegende Zierschnur. Getriebene Arbeit kommt auf, und Tiergestalten werden plastisch geformt.

4. Der letzte Zeitabschnitt endlich zeigt wieder das ältere Verfahren des Punzens mit eigenartig S-förmigen oder bogen- und schildartigen parallelen Linien, und das im Süden bekannte Mäanderornament entwickelt sich.

Und so wird auch der *Schmuck*, den die Bronzeleute tragen, in der jüngsten Zeit anders: er erscheint prunkvoll, überladen, protzig, nicht mehr so edel und fein wie ehedem. Um Hals und Arm, um Leib und Beine trägt man riesen-

---

[1]) Vgl. S. Müller, Nordische Altertumskunde. Bd. I. S. 372 ff.

hafte Ringe und Spangen aus schwerer Bronze, am Gewand haften unförmliche Knöpfe, Platten, Nadeln (so die große Schwanenhalsnadel); überflüssiger Behang sitzt am Körper und Kleid (Ohrringe, Klappern).

In dieser Zeit werden die oben erwähnten Geräte der Körperpflege zahlreich in Gräbern gefunden: die Üppigkeit und der Wert sorgfältiger Pflege des äußeren Menschen geht daraus hervor, wenn man Ohrlöffel, Nagelreiniger, Nippzange und Tätowiernadel am Bügel bei sich trug.

Die hohe geistige, vor allem künstlerische Kultur der Bronzezeit verfällt in den Kampf- und Wandertagen der Eisenzeit, in denen die politischen Fragen in den Vordergrund treten. Das weiche Schneidemetall, die Bronze, wird nun verdrängt von dem harten Waffenmetall, dem Eisen, das eine harte, eiserne Zeit heraufführt.

Die geschlossene *Einheit* des Germanentums geht *verloren*, wie ja schon die Erweiterung der Siedelung es bedingt: schon bereitet sich die *Sonderung der skandinavischen von den Festlandsgermanen* vor, und die Scheidung von Nord- und Mitteldeutschen ist bereits zu erkennen. Denn wie im Anfang der nordischen Bronzezeit das germanische Volkstum sich als einheitliche Gruppe von den Indogermanen rings umher losgelöst zeigt durch Ausbildung einer ganz eigenartigen *Sprache*, deren Charakter durch die Stammsilbenbetonung und die sogenannte Verschiebung der Konsonanten und Vokale bestimmt ist [1]), so beobachten wir am Ende der

---

[1]) In der indogermanischen Ursprache wechselte der Ton zwischen den Silben, wie noch im Griechischen erkennbar. φράτωρ neben πατήρ, oder im Indischen vártāmi ich wende neben vaortaná gewendet. Im Germanischen wurde nun meist die Wurzelsilbe betont: aus faþér wird fádar, aus hunþám wird húndert, aus agrós wird ákrs; und so steht das deutsche irren dem lateinischen erráre, das deutsche Schwieger

Bronzezeit die sprachliche Spaltung der Nord- und Ostgermanen von den Westgermanen, unseren besonderen Vorfahren (vgl. die Konsonantenverdoppelung der Westgermanen: himmel und bitte für nord. und got. himinn und bidja).

Diese **Westgermanen** nehmen dann in der beginnenden Eisenzeit eine eigene Entwicklung: sie stoßen mit den Kelten und Römern zusammen und treten als erste Germanen ins Licht der Geschichte ein.

---

dem griechischen ἑκυρά, das deutsche sieben dem griechischen ἑπτά, das deutsche Tochter dem griechischen θυγατήρ gegenüber; zugleich sehen wir die Lautverschiebung an den Worten dorp = lat. turba, þreis = gr. treis, gast = lat. hostis, ēten = lat. edo, wie anderen mehr.



Altenburg
Pierersche Hofb
Stephan Gei